

Streidl | Langeweile. 100 Seiten

* Reclam 100 Seiten *



BARBARA STREIDL, geboren 1972, ist Journalistin.
Sie arbeitet u. a. für den Bayerischen Rundfunk und
lebt mit Mann und Kindern in München.

Barbara Streidl
Langeweile. 100 Seiten

Reclam

2018 Philipp Reclam jun. Verlag GmbH,
Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen
Umschlaggestaltung nach einem Konzept von zero-media.net
Infografik (S. 44 f.): Infographics Group GmbH
Bildnachweis: S. 15 Joe Doylem / Alamy Stock Photo;
S. 20 NadismClub.com event by Marcelo Bohrer; S. 64 ZUMA Press,
Inc. / Alamy Stock Photo; S. 90 imago / ZUMA Press
Druck und Bindung: Canon Deutschland Business Services GmbH,
Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen
Printed in Germany 2018
RECLAM ist eine eingetragene Marke
der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart
ISBN 978-3-15-020453-5

Auch als E-Book erhältlich

www.reclam.de

Für mehr Informationen zur 100-Seiten-Reihe:

www.reclam.de/100Seiten

Inhalt

- 1 Was ist Langeweile?
- 18 Müssen Menschen immer in Bewegung sein?
- 30 Die Erfindung der Langeweile
- 41 Windstille für die Seele
- 56 Über den Stillstand
- 77 Die dunkle Seite der Langeweile
- 94 Bekenntnis zum Nichtstun

Im Anhang Lektüretipps



Was ist Langeweile?

Von einem Grauschleier, der sich über alles legt,
zur Gefahr, an Langeweile zu sterben, über Pascals These vom
Bewegungsdrang bis hin zum Bus, der uns erlöst

»Ist dir das nicht langweilig, den ganzen Tag im Bett liegen?«

Diese Frage wurde mir im vergangenen Sommer ziemlich häufig gestellt: Ich war krank, so krank, dass ich knapp zwei Wochen in einer Klinik verbringen musste. Elf Tage, um genau zu sein.

Ich war an Meningitis erkrankt. Mein Glück war, dass die Hirnhautentzündung durch eine Virusinfektion ausgelöst wurde und nicht durch Bakterien, so stand ich nicht unter Quarantäne. Alle acht Stunden erhielt ich eine Infusion mit einem Virostatikum (das ist so etwas wie ein Antibiotikum, ein Stoff, der verhindert, dass sich die Viren weiter ausbreiten) und diverse Schmerzmittel: Wie Sie vielleicht wissen, ist Meningitis mit schrecklichen Kopfschmerzen verbunden.

Nach rund zwei Tagen nahm ich meine Umgebung wieder wahr: Ich lag in einem Einzelzimmer – Glück gehabt! – und hatte Besuch. Eine Freundin brachte mir einen Stapel Krimis von Wolf Haas und den neuen Roman von Juli Zeh. »Damit es dir nicht langweilig wird«, sagte sie.

Mir wurde nicht langweilig – ich habe die Langeweile sehr genossen.

Langeweile, was ist das eigentlich?

Umgangssprachlich gesehen ist Langeweile so eine Art Auffangbecken für alles, was uns nicht gefällt, stresst, auf die Nerven geht: Eine »langweilige Frisur« ist ein Haarschnitt, den viele andere auch tragen, der nicht besonders ist und im ungünstigsten Fall ein »Dutzendgesicht« nicht positiv herausragen lässt aus der Masse. Ein »langweiliges Gespräch« ist ein Smalltalk über Wetter, Kinderkrankheiten oder Probleme mit dem öffentlichen Nahverkehr, dessen Inhalt uns ebenso wenig interessiert wie die Meinung der Person, mit der wir uns austauschen. Ein »langweiliger Film« kommt mit einer vorhersehbaren Handlung, sperrig formulierten Dialogen und Überlänge daher.

Mit dieser Aufzählung könnte ich Sie noch länger langweilen – doch ich bin sicher, Sie wissen jetzt schon, was ich meine: Langeweile kann alles betreffen, sie ist wie ein grauer Schleier, der sich über Menschen, Tätigkeiten, Situationen und Dinge legen kann. Sogar über eigentlich wichtige Dinge, wie hier in *Grauschleier*, einem Lied der Fehlfarben, veröffentlicht 1980:

Ich habe das alles schon tausendmal gesehen
Ich kenne das Leben, bin im Kino gewesen
Und doch jedes Mal, wenn ich sie seh
Weiß ich nicht, wie es geh'n soll
Ich find nicht den Dreh

Es liegt ein Grauschleier über der Stadt
Den meine Mutter noch nicht weggewaschen hat

Die Geschichte ist langweilig, immer dasselbe
Die Bücher zum Thema sind auch nicht das Gelbe
Und will ich ihr dann mal was sagen
Dann fällt mir nichts ein
Nur leere Phrasen

Sie legt sich wie ein Grauschleier über die Stadt, über die Welt, über Sie und mich, die Langeweile, sie kommt manchmal langsam und schleichend wie der Nebel in einem Horrorfilm, manchmal schnell wie eine Lawine.

Erscheint uns dieser Grauschleier zwar auf den ersten Blick rein von der Stofflichkeit her durchlässig, gar flüchtig, wird er durch den klebrigen Kern, den alles Langweilige hat, zu einem Gefängnis: Wir bleiben haften an einem »Das bringt mich nicht weiter!« Der Langeweile zu entfliehen, geht auch nicht so leicht: Das hat vor allem damit zu tun, dass ich sehr schwer sagen kann, »Jetzt fange ich an, mich zu langweilen.« Langeweile überkommt einen Menschen eher, als dass er sie ruft. Sie muss ertragen werden, gleicht einem Zwang, ist etwas, das durchgestanden werden muss.

Der Grauschleier der Langeweile, der Menschen, Situationen, Sachen überzieht, ist eine subjektive Empfindung: Sie langweilen sich möglicherweise beim Lesen eines Donald-Duck-Hefts, ein Neunjähriger aber zieht daraus womöglich nicht nur Freude und Unterhaltung, sondern auch Entspannung. Es ist erstaunlich, dass gerade entspannende Tätigkeiten wie Dösen oder Tagträumen von vielen Menschen als langweilig empfunden werden. Einem Kind, das einem Tiger im Käfig gleich auf und ab geht und nach einer neuen Aufgabe, einer Herausforderung, Unterhaltung, Beschäftigung sucht, den Ratschlag zu geben, »Tagträume doch ein bisschen!«, wird

In Form dieser Kästen werden Sie im Folgenden immer wieder wissenschaftliche Hintergründe erfahren: Berichte über Studien, Erkenntnisse aus Untersuchungen – zusätzliche Hintergrundinformationen über die Art und Weise, wie und wo über Langeweile geforscht wird. Um Menschen, die sich Forschungsteams zur Verfügung stellen, in die richtige Stimmung zu bringen, hat zum Beispiel die Psychologin Colleen Merrifield an der University of Waterloo einen kleinen Film produziert: ein Video, das die meisten zu Tode langweilen soll (natürlich nur im übertragenden Sinne gemeint). Man sieht zwei Männer in einem weißen, fensterlosen Raum, einen älteren mit Stirnglatze im schwarzen Shirt, einen jüngeren dunkelhaarigen im weißen Poloshirt. Sie nehmen Kleidung von einem Stapel, der sich auf einem Wäscheständer befindet, und hängen sie auf: ein Jäckchen, ein Hemd, einen Pullover, eine Socke. Die Männer unterhalten sich dabei ein wenig, der eine fragt etwa den anderen nach Wäscheklammern. Die Männer hängen die Wäsche ziemlich langsam und umständlich auf, schütteln einzelne Stücke, bevor sie sie aufhängen, oder drehen sie von links auf rechts. Als Colleen Merrifield dieses Video dann in einer Untersuchung einsetzte, stellte sie fest, dass beide Männer die Probanden zwar langweilten – aber im Vergleich zu sternartigen Mustern, deren Auftauchen und Verschwinden auf einem Bildschirm zu beobachten waren, doch noch relativ interessant erschienen.

sicherlich die Antwort »Langweilig!!« provozieren. Den eigenen Gedanken ziellos nachhängen, wenn es gilt, einen Auftrag zu erfüllen, das funktioniert schlecht. Aber stellen Sie sich

einen Erwachsenen vor, der alleine am Küchentisch vor einer mehr und mehr abkühlenden Tasse Instantkaffee sitzt und einfach vor sich hin denkt, ohne Plan, ohne System. Tagträumen gehört mit Sicherheit zur Langeweile-Familie, und wie Sie sehen, kann diese mal als angenehm und mal als unangenehm empfunden werden. Das ist typisch für die Langeweile: Die einen hassen sie, die anderen schöpfen aus ihr Kreativität.

Die Langeweile-Familie (Liste 1.1)

- ◆ etwas Unangenehmes
- ◆ eine Beschreibung von etwas, das nichts Besonderes ist
- ◆ ein »Grauschleier« wie im gleichnamigen Lied der Fehlfarben
- ◆ etwas, das mich nicht weiterbringt
- ◆ etwas, das ich nicht selbst gerufen habe
- ◆ etwas, das ich durchstehen muss
- ◆ eine unnütze Pflicht
- ◆ etwas, das nicht alle Menschen gleich empfinden
- ◆ etwas, das ziemlich lange dauert
- ◆ etwas, das Entspannung sein soll
- ◆ eine Art Gefängnis
- ◆ verwandt mit: Tagträumen
- ◆ verwandt mit: Dösen

Fortsetzung folgt

Eine Zeit ohne Prüfungen bedeutet Stillstand. Ich würde ungern mein Abitur noch einmal schreiben und Fragen zur Genstruktur der Fruchtfliege beantworten müssen. Aber geprüft und herausgefordert werden möchte ich jeden Tag aufs Neue.

Das hat Robert Habeck, Politiker, Schriftsteller und seit 2018 Bundesvorsitzender der Grünen in einem Interview gesagt, und ich habe lange darüber nachgedacht. Stillstand, so wie er ihn hier versteht, entspricht genau diesem klebrigen »Das-bringt-mich-nicht-weiter!«-Kern der Langeweile, der viele abschreckt.

Einen solchen Stillstand können wir uns leicht ausmalen: Ein Lehrprofessor, der seit Jahren dieselbe Vorlesung hält, dazu dieselben Folien auf schimmelig gewordenen Leinwänden zeigt, weil er entweder nichts Neues zu seinem Thema hinzufügen will oder kann. Aber empfindet er tatsächlich Stillstand? Oder empfinden diesen eher die Studierenden, die lieber auf ihren Laptops herumdrücken, statt ihm zuzuhören, wenn sie überhaupt noch in den Hörsaal kommen? Möglicherweise ist sein »Nicht-Weiterkommen« nur ein scheinbarer Stillstand – es ist ja denkbar, dass der Lehrprofessor seine neuen Erkenntnisse eventuell bloß nicht mit den Studierenden teilen möchte, weil es ihn zu viel Zeit kostet, Folien und Skript in regelmäßigen Abständen zu aktualisieren. Er könnte zur Begründung auf die Humboldtsche Forderung nach einer Einheit von Forschung und Lehre pochen – es ist kein Geheimnis, dass die universitäre Karriere an der Anzahl der Veröffentlichungen und nicht an der Güte von Vorlesungen hängt.

Klammer auf:

Empfindet Mick Jagger Stillstand, wenn er schon wieder (*I can't get no*) *Satisfaction* (der Song wurde bereits 1965 veröffentlicht!) auf der Riesenbühne eines Stadions singt? In einem Interview, das er 1995 dem us-amerikanischen Musikmagazin *Rolling Stone* gab, erklärte er, dass er sich anstrenge, die Strophe sanfter singe, melodisch, dem Ganzen Dynamik gebe. Da-

mals war der Song 30 Jahre alt; Jagger fügte hinzu, dass die Rolling Stones den Song vielleicht nicht jede Nacht spielen sollten. Als die Band im Oktober 2017 drei Tage hintereinander in Nanterre in der U-Arena auftritt, hat sie jedes Mal eine etwas unterschiedliche Setlist, beginnt mal mit *Jumpin' Jack Flash*, mal mit *Sympathy for the Devil*. Auf Platz 20 der Songliste steht aber immer (*I can't get no*) *Satisfaction*.

Klammer zu.

Wie geht es der Friseurin, die schon wieder »nur die Spitzen« schneiden soll, zum sechsten Mal an diesem Tag, zum dreißigsten Mal in dieser Woche? Ich glaube, es ist gut, genau hinzusehen, ob überall dort, wo ein »Stillstand«-Stempel vor Langeweile warnt, nicht doch ein Körnchen Prüfung und Herausforderung stecken könnte.

Bei den meisten Erwachsenen gibt es keinen Platz für Langeweile, weil wir jedes Quantum Kraft und Zeit in ökonomisch messbare Werte umwandeln, die wir entweder auf die Karriere, die Haltbarkeit unserer Körper oder den Konsum, na gut, die Familie auch, einzahlen. Schließlich soll in unserer von Globalisierung und Digitalisierung angetriebenen Dienstleistungswirtschaft jede verbrauchte Sekunde lückenlos in einen Wert umgewandelt werden – und wo es keine Lücke mehr gibt, da gibt es auch keine Zeit für ein Verweilen, für Stillstand, für Nichtweitergebrachtwerden. Demnach wird gern all das als langweilig bezeichnet, was nicht in Geld, Besitz und Dividende umgewandelt werden kann.

Doch es geht noch schlimmer.

Vor ein paar Jahren wurde in einer britischen Studie die hässliche Fratze der Langeweile aufgedeckt: Für Erwerbstätige erhöht sich das Risiko eines Herzinfarkts, wenn bei der Arbeit

Ein Team der Abteilung Epidemiology and Public Health des University College in London hat in einer Langzeitstudie 7524 Beamte zwischen 35 und 55 Jahren beobachtet. Erstmals wurden die Beamten Mitte der Achtzigerjahre nach verschiedenen Stufen der Langeweile während ihrer Arbeitszeit befragt. Die, die sich besonders häufig langweilten, waren jüngere und weibliche Erwerbstätige, Menschen, die ihren eigenen Gesundheitszustand als schwach einstufen und zu deren Alltagsleben wenig sportliche Betätigungen gehörten. 25 Jahre später waren einige der Befragten, die angaben, mindestens 40 Prozent ihrer Arbeitszeit gelangweilt zu sein, bereits an den Folgen von Herzerkrankungen verstorben. Prof. Annie Britton und Martin Shipley aus dem Forschungsteam haben in ihrem Bericht über die Studie, *Bored to death – Zu Tode gelangweilt* –, einen klaren Zusammenhang zwischen frühem Tod und Langeweile im Job hergestellt: Zwar sterben die Menschen nicht an der Langeweile selbst, aber an deren Folgen, die häufig schlechte Angewohnheiten wie exzessives Trinken, Rauchen oder Drogenkonsum sind.

Langeweile verspürt wird, so das Ergebnis der Forschungsgruppe.

Sollte meine Hausärztin mich vor allzu großer Langeweile warnen? Ist Langeweile in falscher Dosierung eine ähnliche Todesursache wie das legale opiumhaltige Schmerzmittel Oxycodon, das in den USA pro Tag rund 150 Personen ums Leben bringt? Oder ist Langeweile viel mehr ein Indikator für, sagen wir mal, Probleme? Schließlich waren die Menschen in

dieser britischen Langzeitstudie bei ihrer Arbeit gelangweilt, etwa von den Aufgaben, die sie zu erledigen hatten. Unter Umständen waren sie unterfordert. Überqualifiziert. Oder überfordert. Unterqualifiziert. Mit hoher Wahrscheinlichkeit ist ihre Langeweile eine Folge dieser Unter-Über-Forderung gewesen. Ein Warnsignal. Ein Schuss vor den Bug, wenn Sie wollen.

Am dritten Tag im Krankenhaus bekam ich eine Zimmer Nachbarin: Wir lächelten uns ab und zu an, sprachen aber kaum miteinander: Ich konnte kein Russisch, meine Nachbarin kein Deutsch. Ich hatte den Roman von Juli Zeh gerade ausgelesen und lauschte dem Klassikprogramm im Radio. Ob Sergej Rachmaninoff beim Komponieren seines Prélude in cis-Moll gerne das Klavier zertrümmert hätte? Schon die ersten drei Töne klingen wirklich extrem gewaltbereit.

Mir war nicht langweilig. »Na klar«, sagen Sie jetzt, »Sie waren doch auch viel zu krank dafür! Meningitis, Hirnhautentzündung!«

Das stimmt natürlich.

Trotzdem: Mir wurde nicht langweilig – ich habe die Langeweile sehr genossen. Diesen Satz lesen Sie jetzt schon zum zweiten Mal, und vielleicht finden Sie ihn widersprüchlich, deswegen möchte ich ihn erklären: Ich will Sie nicht langweilen mit der Wiederholung desselben Satzes. Ich möchte Sie aber darauf hinweisen, dass es mehrere Arten von Langeweile gibt – willkommene und verhasste, weit verbreitete und ziemlich exklusive. Was ich damit meine? Kommt noch.

Wir verstehen Langeweile als ein »Bringt mich nicht weiter«. Stillstand. Unproduktivsein. Nichtstun. Faulenzen. Und das passt nicht zu unserem Grundverständnis von menschlichem Leben, als einem in Bewegung befindlichen.

»Unsere Natur ist Bewegung, völlige Ruhe ist der Tod.« Das schrieb Blaise Pascal Mitte des 17. Jahrhunderts in seinen *Gedanken über die Religion und einige andere Gegenstände*, den bekannten *Pensées*. Pascal war Mathematiker, Schriftsteller und Philosoph – seine Überlegungen zur Langeweile gehören zu den ersten überhaupt zu diesem Thema: Vorher gab es entweder keine Langeweile, oder man schrieb nicht darüber.

Wenn Bewegungslosigkeit – wie Pascal das wohl meinte – Langeweile erzeugt, dann gehört Langeweile immer mal wieder zu den Leiden von Erwerbstätigen (siehe S. 8); permanent aber bestimmt sie das Leben von Gefängnisinsassen, von Alten und Arbeitslosen: Denn die meisten von ihnen haben nichts zu tun, können eben nichts bewegen, was in unserer Gesellschaft von Wert ist (dieser Wert wird zumeist mit Geld angezeigt). Menschen, die nichts tun dürfen, denen die Freiheit entzogen wird, selbst eine Beschäftigung zu wählen, diese Menschen werden mit Stillstand bestraft – das ist wohl eine Intention unseres Rechtssystems: Sie sollen hübsch nachdenken und ihre Fehler einsehen, während sie eine »Auszeit« verpasst kriegen. Mit dem Gesicht zur Wand. Ach nein, das macht man ja heute nicht mehr. Dass der Weg zurück in die Gesellschaft über gelenkte Bewegung gleich Arbeit führt, wird in vielen Justizvollzugsanstalten praktiziert.

Die Hintergründe sind leicht nachzuvollziehen: Regelmäßige Beschäftigung gibt einem Menschen eine Struktur für seine Zeit, er lernt durchzuhalten, mit anderen im Team zu arbeiten und stärkt gleichzeitig seine motorischen Fähigkeiten. Lauter Pluspunkte – und vor allem wird dem Menschen hinter Gittern somit nicht langweilig, was mit Sicherheit ungünstige Folgen hätte: Das Gefühl, von anderen zum Nichtstun ge-

Im Konzept des offenen Vollzugs der Justizvollzugsanstalt (JVA) Bremen wird betont, dass »Versorgung und Sicherung« der Gefangenen eine hintergründige Rolle einnehmen verglichen mit einer »möglichst großen Außenorientierung« und einem »freien Beschäftigungsverhältnis bei einem externen Arbeitgeber«. Es besteht hier Arbeitspflicht, um »die Gefangenen an ein strukturiertes Arbeitsleben heranzuführen«. Wer keine externe Arbeit hat oder findet, wird beim offenen Werkhof der JVA untergebracht. Dass »Gefangene, die zu wirtschaftlich ergiebiger Arbeit nicht fähig sind, arbeitstherapeutisch« beschäftigt werden sollten, steht im Konzept der JVA Heinsberg. Hier wurden arbeitstherapeutische Maßnahmen mit Holz in einer brachliegenden Schreinerei entwickelt, um jugendliche und heranwachsende Strafgefangene zu beschäftigen. Diese Maßnahmen werden auch entlohnt.

zwungen zu werden, macht aggressiv. Auch wenn es sich um eine möglicherweise verdiente Strafe handelt. Viele Berichte von Häftlingen kommen beharrlich darauf zurück: Wie kann ich die Zeit totschiagen (ist das in einer JVA überhaupt erlaubt?), wenn ich doch nichts tun darf? Wenn ich da den Gedanken von Blaise Pascal weiterspinne, dann ist unsere Natur vor allem deswegen »Bewegung«, weil uns das davon abhält, dem Tod, der völligen Ruhe, näherzurücken. Ah, gibt es da nichts dazwischen? Ein paar Grauzonen?

Ich lag den vierten Tag im Bett und las mich durch den zweiten Krimi von Wolf Haas: Wieder musste Simon Brenner, Privatdetektiv, Expolizist und Autofahrer, in irgendwelche Abgründe der österreichischen Gesellschaft kriechen, zwi-

schen Backhendlknochen und Güllegruben. Aber Sie kennen das ja schon: Mir wurde nicht langweilig, obwohl ich mich in einem von außen verordnetem Stillstand befand. Und? Genau! Ich habe das, was andere als Langeweile bezeichnen, gemocht. Und gleich noch ein Zitat von Simon Brenner notiert: »Wenn man krank ist, muss man ja dauernd die Gesunden trösten, dass man ihnen den Schock zumutet.«

Herrlich!

Die meisten Menschen in Krankenhäusern werden zum Nichtstun gezwungen, auch wenn sie nicht unbedingt krank sind: Manch Schwangerer wird wegen frühzeitiger Wehen Bettruhe verschrieben. Da liegt so eine Frau dann da und kann ihrem Babybauch beim Wachsen zusehen. Nun ist dieses Nichtstun aber zeitlich befristet, und geschieht im Namen einer guten Sache, des Lebens eines gesunden Kindes. Bei Kranken ist das schon anders, da gibt es nicht immer eine zeitliche Befristung der Auszeit und auch nicht immer ein Happy End.

Anders war das bei mir: Das Virostatikum gegen meine Meningitiserkrankung musste mindestens zehn Tage intravenös verabreicht werden. Plus einen Tag Aufnahme und Expertise macht das elf Tage, die ich vermeintlich zum Nichtstun gezwungen wurde. Dass sie die Langeweile genießen, das geht nicht allen so im Krankenhaus. Als ich nach fünf Tagen in ein Vierbettzimmer verlegt wurde, lag neben mir eine alte Frau. Ich schätze, sie war jenseits der 80 – wir sprachen eigentlich gar nicht miteinander. Zumeist lag sie im Bett und starrte die Wand an. Sie las nicht, sie sah nicht fern und hörte nicht Radio. Ganz selten betete sie, am Abend. Eine andere Zimmernachbarin, die mir erzählte, sie sei in Belgrad geboren und seit Jahren schon in München, sprach die Frau einmal auf Serbisch

an. Darauf reagierte sie. Auf meine deutsche Ansprache nicht. Im Gegensatz zu mir und der Frau aus Belgrad bekam die alte Frau nie Besuch. Entweder gab es niemanden, oder es kam einfach niemand vorbei. Eines Abends sagte die alte Frau sehr deutlich auf Deutsch: »Ich werde hier sterben.« Ich sah sie an, doch sie hatte sich schon wieder von mir abgewendet und starrte die Decke an. So schwieg ich.

Ist das wieder die schlimme Fratze der Langeweile? Fast schon aufbewahrt wie ein altes Möbelstück an einem Ort, an dem Kommunikation schwerfällt oder gar unmöglich ist, allein, isoliert, womöglich todkrank – was der Frau fehlte, weiß ich nicht. Ob ihr langweilig war? Ich weiß auch das nicht.

Die Langeweile-Familie (Liste 1.2)

- ◆ verwandt mit: Stillstand
- ◆ ohne Prüfung und Herausforderung
- ◆ ohne erkennbaren ökonomischen Wert
- ◆ kann zu lebensbedrohlichen Ersatzhandlungen wie Rauchen, Trinken etc. führen
- ◆ Indikator für: Kontrollverlust
- ◆ Gegenteil von: in Bewegung sein
- ◆ erstmals erwähnt von Blaise Pascal
- ◆ verwandt mit: Nichtstun
- ◆ verbreitet in Gefängnissen
- ◆ kann von Arbeit vertrieben werden
- ◆ kann zeitlich befristet vorkommen in Krankenhäusern
- ◆ verwandt mit: Isolation

Fortsetzung folgt

Nichtstun gibt es streng genommen natürlich gar nicht, denn wir tun doch immer etwas: all die automatisierten Dinge wie Atmen, Verdauen, Sehen, Hören, Riechen und so weiter. Aktiv tun wir auch etwas, selbst wenn wir meinen, nichts zu tun, zum Beispiel Denken: »Mir ist so langweilig. Ich habe nichts zu tun. Wann kommt endlich – der Bus, der mich von hier wegbringt?«

Früher war es der Märchenprinz auf seinem weißen Ross, der die schöne Jungfer weggebracht hat, der sie dem tiefen Schlaf, dem schmutzigen Kohlenkeller, den Fängen des übelriechenden Ungeheuers entrissen hat. Das alles macht heute relativ undramatisch der Bus – so viel gesamtgesellschaftliche Emanzipation haben wir also erreicht.

Der Bus erlöst uns aus dem Zustand des »Ich komm hier nicht weiter« und bringt uns an den nächsten Ort. Und bis das passiert, müssen wir stillstehen. Das kennen Sie mit Sicherheit selbst: Langeweile empfinden die meisten Menschen, die warten, an Bushaltestellen oder auf Bahnsteigen. Dieses Auf-und-ab-Gehen, das Studieren des Fahrplans, raus aus dem Wartehäuschen, kommt der Bus, nein, rein ins Wartehäuschen, wieder auf den Fahrplan sehen: Wir, Sie und ich gehören da doch ebenso dazu, sehen diesen Zeitreichtum – eine Minute, bis der Anschluss kommt, oder wenn Schnee fällt, auch mal 40, 50, 60 Minuten – nicht als Geschenk, sondern eher als Fluch an: Wir kommen uns vor wie auf einem endlosen Abstellgleis. Dornröschengleich sehnen wir uns nach dem Prinzen, dem Wackküsser, dem Erlöser – eben in Gestalt eines Busses, in den wir einsteigen können. Dieses Bushaltestellen-Gefühl kann nur bekämpft, aber nicht abgestellt werden. Und am besten bekämpfen wir es mit dem Zeittotschläger Nummer eins: dem Handy-Tablet-Smartphone-Handheld.



Wenigstens regnet es nicht: Zwei Frauen warten auf den Bus.

Ach, wie haben wir das ganze Warten nur überlebt, bevor es diese Geräte gab? Sie lachen? Hand aufs Herz, da sind wir doch alle gleich: Wenn wir im Bus, in der Bahn oder in der Tram unterwegs sind, vor dem Sprechzimmer der Halsnasenohrenärztin oder des Steuerberaters sitzen, holen wir die Dinger raus: Wischen uns durch Mails, Nachrichten, den Kalender oder ein kleines Spiel. Das geht auch im Stehen! Und so privat: Wie gut, dass keiner weiß, dass Sie lieber Tratsch über europäische Königshäuser lesen als in die Abgründe der Tagespolitik einzutauchen. Und dass ich seit einem Jahr mit einer kleinen App versuche, Spanisch zu lernen und bis heute »la mujer« – »die Frau« – nicht richtig aussprechen kann, weil ich fast immer die Lautstärke meines Smartphones ausgeschaltet habe und somit die Aussprachetipps verpasse.

Die Langeweile-Familie (Liste 1.3)

- ◆ verwandt mit: Warten
- ◆ setzt den Bus als Märchenprinz ein
- ◆ wird vertrieben von Handy-Tablet-Smartphone-Handhelds

Fortsetzung folgt

Wir können nicht einfach nur auf den Bus warten, na gut, viele von uns können das nicht. Ebensovienig wie wir der Farbe beim Trocknen zusehen können – das machen wir nicht einmal am Sonntagnachmittag, wenn wir mit den Kindern Holz-Vogelhäuschen mit Acrylfarbe bemalen: Wir holen den Haarföhn aus dem Badezimmer und pusten die Farbe mit 3000 Watt in Höchstgeschwindigkeit trocken.

Es ist gegen unsere Natur, wissen wir von Blaise Pascal, und gegen die Idee des Kapitalismus: Nicht-Tätigkeiten sind in un-

serer von Beschleunigung und Wachstum angetriebenen, westeuropäischen, bundesdeutschen Gesellschaft nicht besonders wohl gelitten.

Ich hoffe, Ihnen liegt auch schon die nächste Frage auf den Lippen: Genau. Warum eigentlich?



Müssen Menschen immer in Bewegung sein?

Von der mechanischen Uhr über Langeweile in der Philosophie des 18. und 19. Jahrhunderts zu Martin Heidegger, der Langeweile als Grundstimmung des Daseins ansah

Wie würden Sie Stillstand zeichnen? Wahrscheinlich so wie ich: mit einer stehengebliebenen Uhr. Und damit haben wir schon den Finger draufgelegt: Es hat mit der Uhr zu tun, dass wir Stillstand nicht mögen.

Uhren, also mechanische Uhren, Räderuhren, gibt es etwa seit dem Mittelalter: Hoch oben am Kirchturm, ein gewaltiger Stundenanzeiger, der die Zeit und somit das Leben der Menschen strukturiert. Es gab in früheren Zeiten auch schon Uhren – Wasseruhren, Sonnenuhren, Sanduhren, Kerzenuhren, usw. – und natürlich den Wechsel von Tag zu Nacht und die Jahreszeiten. All das sollte die Zeit fassbar machen, wenigstens ein bisschen.

Mit mechanischen Uhren aber konnte das, was zuvor ausschließlich Naturgegebenheiten unterlag (Wetterverhältnissen und Jahreszeiten waren Menschen trotz Regentänzen und Sonnwendfeuern stark ausgesetzt), künstlich mitbestimmt werden: Man musste nicht mehr bei Sonnenaufgang aufstehen und bei Sonnenuntergang ins Bett gehen, sondern war unab-

hängiger von der Natur, von Sonnenlicht, Jahreszeiten und Wetter. Zeit und Wetter, die bis dahin ein untrennbares Paar gewesen waren (Sie wissen vielleicht, dass »le temps« im Französischen »Zeit« und zugleich »Wetter« heißt, ebenso wie »el tiempo« im Spanischen, »il tempo« im Italienischen und »o tempo« im Portugiesischen), wurden nun getrennt. Statt mit dem Wetter wurde die Zeit nun mit einer neuen Qualität gepaart: dem Geld.

Die Uhr ist die Grund-Maschine, um Zeit konsequent im großen Stil in Geld umzurechnen. Wenn ich eine begrenzte Größe, nämlich die Zeit, mit einer unbegrenzten, nämlich Geld verrechne, dann wird auf einmal Beschleunigung attraktiv im großen gesellschaftlichen Stil.

Das hat Jonas Geißler gesagt. Ihn habe ich vor einiger Zeit getroffen, ich saß in seiner Küche und habe mit ihm über Zeit gesprochen. Um die kümmert sich Jonas Geißler auf professioneller Ebene: Er ist so eine Art Zeit-Coach, er begleitet Unternehmen in Veränderungsprozessen, bringt Kolleginnen und Kollegen bei, einander in Team-Meetings nicht permanent zu unterbrechen, und schlägt andere Möglichkeiten der Kommunikation vor als jeden Tag 80 Mails an alle. Daneben schreibt er Bücher – und verbringt Zeit mit seiner Familie, seiner Frau, seinen drei Töchtern und seinem Vater Karlheinz Geißler. Letzterer ist Zeitforscher und emeritierter Professor für Wirtschaftspädagogik an der Universität der Bundeswehr in München. Vater und Sohn Geißler haben Times and More gegründet, ein Institut für Zeitberatung.

Da saßen wir also, beide vor einer großen Schüssel Milchkaffee, und sprachen über Zeit. Nach einer Weile kamen wir